

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o. 10.

Siebenter Jahrgang.

7. März 1863.

L e h r e.

Ein Weiser sprach — er wußte wohl, wie gern
Der Hoffnung Würde wir durch's Leben tragen,
Und daß Erfüllung uns doch ewig fern: —
„Dem Erdenglücke sollst du froh entsagen!“

Ich habe oft dieß ernste Wort bedacht,
Und lernte seine Weisheit tief empfinden.
Es hat mich zum Gemüthe reif gemacht,
Halt mir die Täuschung leichter überwinden.

Bedeutungsvoll drängt sich in solchem Wort
Ein reicherfahrendes Leben eng zusammen.
O, laßt sie uns bedenken fort und fort,
Weil sie der Menschheit Genius entstammen.

H. Bonn.

Verlorene Liebe.

Eine Geschichte von Eduard Hüfer.

(Fortsetzung.)

Guldberg hatte sich angewidert abgewendet und nicht weiter an die Sache gedacht. Er interessirte sich allerdings lebhaft für die Frau, aber dieß Interesse war bisher ein rein künstlerisches. Er war Maler, und die eigenthümliche, fast strenge und doch auch wieder schwermüthige Schönheit des Weibes, der Blick der zu ihm aufschauenden, großen und tiefblauen Augen hatten ihn allein bewogen, in dem kleinen Hause eine Wohnung zu suchen. Seitdem lebte er dort, verkehrte mit ihr, beobachtete sie und fand sich auch durch ihr Wesen und Benehmen angesprochen; allein von einem andern Interesse war keine Rede, und höchstens mischte sich allmählich in die Zufriedenheit mit seiner Wirkin auch einige Theilnahme für die einsam und ärmlich lebende Frau. Doch war das, wie bemerkt, nur nebenbei. Er hatte Jahre lang in einer so dumpfen und stumpfen Gleichgiltigkeit gegen die ganze Welt gelebt, daß er nun, endlich erwacht, sich nur lebhaft der Natur und ihren Reizen hingab und an den Menschen als Menschen noch immer kalt vorüberging.

Da war er, von einem Spaziergang zurückkehrend, auf Regine gestoßen und mit ihr in's Gespräch gekommen. Was ihn in demselben besonders angeregt, fand er trotz alles Nachdenkens nicht, aber mit einem seltsamen, halb wehmü-

thigen, halb frohen Gefühl spürte er jetzt in der einsamen Nacht, wie sich das Menschliche wieder in ihm regte, wie sein Herz warm ward und leicht und frisch den nächsten, bessern Tagen entgegenschlug.

Der Tag, den er beinahe heranwachte, war trüb und grau, der Regen fiel sanft und dicht, und die Lust hatte sich so sehr abgekühlt, daß nicht nur aus dem lange ausgedörrten Boden, sondern auch aus den Wassern des vorüberziehenden Flusses und aus der See sich dunstige Schleier erhoben und die ganze Gegend verhüllten. Guldberg fand sich jedoch dadurch nicht gestört; im Gegentheil fühlte er sich zum ersten Male seit langer Zeit wieder schaffenslustig und eilte, mit dem Morgenbade fertig zu werden. Dann suchte er aus dem Koffer Zeichnungen und Malgeräth hervor, rückte den Tisch in's günstigste Licht und setzte sich zur Entwerfung einer Skizze nieder. Als bald darauf Regine mit dem Frühstück erschien, saß er so tief in der Arbeit, daß er erst den Morgengruß hörte, den sie beim Niedersetzen der Platte in seiner Nähe wiederholte.

„Ihr seid zeitig auf und schneller vom Bade zurück, als ich gedacht, Herr,“ sagte sie entschuldigend, da er freundlich aussah, „drum hat es mit dem Frühstück länger gedauert.“ — „Ei,“ erwiderte er, „ich fühlte mich wohl und frisch und zum Arbeiten getrieben, so daß ich nicht lange ausbleiben mochte. Das ist mir lange nicht passiert, und da muß man zugreifen, wißt Ihr.“ — Ihr Auge ruhte fest auf der Zeichnung. „Das ist die Bremer-Spize,“ sprach sie, „und das werden die Dünen — man erkennt's schon.“ — Er lächelte. „Ihr habt einen guten Blick, Frau. Wie seht Ihr das den Umrissen ab?“ — „O, man sieht's eben,“ versetzte sie ruhig. „Bei meiner alten Herrschaft in der Stadt hingen viele Bilder vom Strande; und wenn ich hier an der Düne saß, wie gestern, und gerade nichts Nöthiges zu denken hatte, da hab' ich zuweilen gemeint, daß daraus auch ein Bild werden könne. Aber, Ihr müßt Euch dazu einen Abend aussuchen, Herr,“ fuhr sie fort, „wenn die Sonne drüben bald untergehn will. Wenn da ihre langen Strahlen über die Dünen streifen und dann über die Wellen fahren — nur so obenhin, wie eine entlang schießende Möve, so daß gerade nur der Schaum ganz goldig wird und das Wasser drunter schimmernd hell — und wenn die Strahlen an den Bäumen der Bremer-Spize so mit aller Macht und Gewalt hinausschlagen — das, Herr, sieht wunderbar aus.“

Es ist schon manche Herrschaft stehn geblieben und hat sich hoch drüber gefreut."

Wie sie das sagte, war nicht nur ihre Stimme milder und, man möchte sagen, klangvoller als sonst, sondern auch das Gesicht nahm einen weichern Ausdruck an, und selbst die Augen waren ganz aufgeschlagen, deren Blicke durch die Scheiben des Fensters in den grauen Morgen hinausgingen, als ob sie dort das eben geschilderte Bild in Wirklichkeit vor sich sähen. Huldberg schaute sie überrascht an. Wunderbar! dachte er, und die Frau konnte ich Thor arm nennen! — Thor, der ich war! — Und da senkte sie die Augen wieder und der stille ernste Blick fiel auf den vor ihr sitzenden Mann und seine Zeichnung. „Das solltet Ihr malen, Herr," sagte sie dabei. „Denn Ihr seid doch ein Maler?" Er nickte. „Ich war es wenigstens, liebe Frau, und versuche eben es wieder zu werden." — Sie sah ihn fragend an. „Wie meint Ihr das, Herr?" sprach sie. „Kann man so was verlernen oder liegen lassen? Mir dünkt, was so aus dem Herzen kommt, läßt sich nicht ablegen, läßt den Menschen auch nicht ruhen."

Er legte sich ganz an die Lehne des Stuhles zurück und erhob die Augen mit einem ernstern Lächeln gegen das Fenster, ohne für's Erste eine Antwort zu geben. „Ja, ja," sagte er endlich, „Ihr habt Recht, so ist's, und ich habe das besser erfahren als Einer. Aber das Schicksal ist stärker als unser Herz und Wille. Es hat eben jeder zu tragen," fuhr er fort und strich mit der Rechten leise über Stirn und Augen. „Ich ward vor sieben Jahren in Italien plötzlich augenkrank und dann auf mehrere Jahre ganz blind, bis ich erst durch eine glückliche Operation geheilt wurde. Das ist nun zwei Jahre her, und zuerst versuchte ich's wieder zu meiner Kunst zurückzukehren. Allein es wollte nicht gehn, die Augen waren zu schwach, und die Aerzte prophezeiten mir neue unheilbare Blindheit. Da habe ich denn über Jahr und Tag ganz geruht — denn Blindsein ist kein Spaß, liebe Frau, und noch weniger, wenn man zum Theil von seinen Augen leben muß. — Nun aber will ich's ein Mal wieder versuchen," setzte er hinzu. „Denn, wie Ihr sagt — was so aus dem Herzen kommt, läßt uns nicht ruhen. Und mir ist, als müßte es hier, gerade hier besser werden."

Er schob den Stuhl zurück, stand auf und ging ein Paar Mal durch's Zimmer, während die Frau ernst und gedankenvoll still vor sich hinsah. „Blind — das ist schrecklich!" meinte sie nach einer Pause und sah theilnehmend zu ihm hinüber. „Der Herrgott gebe es Euch hier nach Euren Gedanken, Herr! Das sollte mir eine rechte Herzensfreude sein." — Er nickte dazu mit dem Kopf und entgegnete dann im auf- und abgehen: „Ja, Blindsein ist schrecklich, aber noch schrecklicher die Angst, daß man's wieder wird. Wie man sich da zuerst sehnt nach einem freien Blick! Wie Einem da zu Muthe ist, als hinge Leben und Seligkeit von diesem Blick ab, als konzentrierte sich jeder Herzenswunsch nur in diesem Verlangen! Und dann die Angst vor dem drohenden

Unheil, das stete Gefühl: du darfst das nicht thun! — O Frau!" fuhr er fort und blieb stehen und schüttelte heftig den Kopf, „da wird man endlich so müde, so stumpf, so gleichgiltig gegen Alles, gegen Menschen und Leben, gegen Noth und Tod. Es wird Einem Alles egal. Und das ist eine Qual — die geht über Alles, Frau! Glaubt mir das! — Aber wenn man das endlich von sich abschüttelt, wenn man wieder Muth faßt, wenn uns der Tag wieder freundlich in's Auge blickt und die Menschheit uns lieb wird — das ist dann auch eine Seligkeit, als sei man lebenden Leibes gen Himmel gefahren und im Paradies!"

Sie stand schweigend, die Hand leicht auf den Tisch gestützt, die schlanke Figur ein wenig zusammengesunken und den Kopf, um den auch jetzt das dunkle Tuch gebunden war, leicht vorübergeneigt. „Ja," sagte sie endlich, wenn man Alles wieder gern ansieht und überall nur Liebes und Freudiges schaut und recht voll Glück und Zufriedenheit sein kann — das muß freilich ein rechter Gottessegens sein! Aber," setzte sie hinzu und erhob rasch das Gesicht, über welches eine leichte Röthe zog, „nehmt's nicht für ungut, Herr, daß ich da stehe und schwache und Euren Kaffee kalt werden lasse. Aber wenn man immer für sich ist, wie ich, vergißt man, was sich schickt. — Guten Morgen, Herr!" Und bevor er noch eine Einwendung machen konnte, war sie schon mit ihrem schnellen festen Schritt durch's Zimmer und hatte die Thür hinter sich geschlossen.

Er sah ihr gedankenvoll nach, bevor er zum Fenster trat und mit gekreuzten Armen in's Weite schaute. Wer ein Mal hineinsehen könnte in die Gründe und Ursachen der Dinge, in die Strömungen des Schicksals und des Lebens dachte er. Was führt die Menschen zu einander, was läßt sie sich begegnen, was hält sie getrennt? Weshalb schlägt hier ein so arm Geschick an ein so reiches Herz? Weshalb ist dieß Leben mit einem andern vereint, von dem ihr Nichts kommt als Sehnsucht, Sorgen und Kummer? — Das müßten wunderbare Einblicke werden! Das müßte ein lohnendes Studium sein! —

Und als er sich langsam abwandte und zum Tisch setzte, war seine Stirne stolz und rein, und der Blick seiner Augen voll Kraft und Muth. Die Frau muß ich kennen lernen, bis in's Innerste! dachte er. Der muß ich helfen! Solch' ein königlich Herz soll nicht im Staube zu Grunde gehen!

(Fortsetzung folgt.)

Die Fabrikation von Stahlfedern in England.

Wann die Metallsfeder zuerst ins Dasein trat, ist schwer zu sagen. Hr. Bohn, der Verleger, ist im Besitz einer ehernen, die gut gemacht und brauchbar ist, aber mindestens ein Alter von fünfzig oder sechzig Jahren hat. Es ist gewiß, daß Stahl- und andere Metallsfedern hin und wieder gefertigt wurden, lange ehe sie in allgemeinen Gebrauch kamen, sie waren jedoch zu steif und zu hart, um viele Liebhaber

zu finden. Als Hr. Perry im Jahr 1830 auf den Gedanken gerieth, Oeffnungen zwischen der Schulter und der Spitze anzubringen, um ihnen Biegsamkeit zu geben, war in der Entwicklung der Metallfedern ein wichtiger Schritt gethan; das wahre Prinzip ihrer Konstruktion war damit festgestellt, und spätere Verbesserungen hatten nur auf Einzelheiten Bezug. Die Mannigfaltigkeit der Federn, die jetzt verfertigt werden, ist unermesslich; es gibt harte und weiche Spitzen, Spitzen welche ein Zeichen machen, das so breit ist, wie das Kolonnenmaß eines Buchdruckers, und andere, die nur einen feinen Haarstrich von sich geben. Es gibt dünne, säbelklingenartige Federn — Federn mit starkem Dromedar-Rücken — Federn mit Rückgraten, die so geschmeidig sind, wie die eines Seiltänzers — verzierte Federn, gedrehte, halbmondartige oder hyderköpfige — und Federn von zartester Gestalt und brünnlicher Farbe.

In der Regel sind phantastisch geformte Federn nicht sehr brauchbar und möglichst unbeachtet zu lassen: die arbeitstüchtigsten sind gewöhnlich diejenigen, welche den wenigsten Schmuck an sich tragen. Für Leute, die viel schreiben müssen, ist das rundröhrige magnum bonum wahrscheinlich die nützlichste. Doch dieß ist Geschmackssache.

Eine der jüngsten Neuigkeiten im Felde der Federn ist diejenige, welche auf der großen Ausstellung von einem Oesterreicher gezeigt wurde, der ihre Vorzüge also schildert: „Diese neue Feder macht den Dintenzug entbehrlich, indem man damit acht oder zehn Stunden ununterbrochen schreiben kann, wenn man dieselbe folgendermaßen zurechtet: Man nehme ein Stückchen Papier und lege es um den untersten Theil der Feder; nehme den Pfropf ab, und fülle die Röhre mit Dinte; verschließe sie mit dem Pfropf hermetisch und reinige die Feder. Will man eine feine, mittlere oder grobe Schrift machen, so halte man den Sauger so schief als möglich.“ Diese Erfindung ist eine Modifikation der gewöhnlichen Notenfeder — eine solche Röhre, gefüllt mit Dinte, mit einem Drath, der am schmalen Ende hervorragt wie das Blei eines Pinselfutterals, welcher, wenn man ihn auf das Papier drückt, einen Dintentropfen zurückläßt, der gerade genügt, um die Spitze eines Hafens, oder einer geschwänzten Note zu machen.

Ueber das beste Material für eine Feder ist man noch nicht im Reinen. Man hat mit Stahl, Messing, Gold und Glas Versuche angestellt. Stahl ist am populärsten, allein sein Fehler ist, daß er so bald rostet. Man hat verschiedene Mittel angewendet, um diesem Uebelstande abzuhelfen; man hat die Federn nach Davy's Plan zur Schüzung des Schiffskupfers galvanisirt, aber mit zweifelhaftem Erfolg. Auch Guttapercha-Waschungen hat man angewendet, um dem Stahl eine schützende Decke von dieser Substanz zu geben. Wäre das Gold nicht zu kostspielig, so würde dieses ohne Zweifel das passendste Material sein, weil es das dauerhafteste ist.

Die Verfertigung einer Feder ist ein schlagendes Beispiel von der Vertheilung der Arbeit. Wenn wir die man-

nigfaltigen Prozesse sehen wollen, welche dieses einfache Kleinwerkzeug durchzumachen hat, ehe es marktsähig wird, müssen wir nach Birmingham, dem „Spielzeugladen Europa's“ gehen, das stets von Rauch überdeckt ist, und sich auf's eifrigste mit Messingguß, Blechschmiederei und Elektropflattirung beschäftigt.

Wenn wir in die ungeheure Masse rother Backsteingebäude eintreten, die als die Buckingham-Street-Werke (H. Hind's und Wells) bekannt sind, so besuchen wir zuerst das Magazin, in welchem Platten des besten Sheffelder Stahls Schicht über Schicht aufeinander gehäuft sind. In den anstoßenden Zimmern werden diese Platten in Stücke von einem bis fünf Zoll Länge geschnitten, dann gereinigt, indem man sie in Gefäße mit warmer Schwefelsäure legt, und hierauf auf die erforderliche Dicke reducirt, dadurch, daß man sie zwischen den schweren Zylindern der Walzmaschine hindurchgehen läßt, welche den Stahl in einem trüben, schweren, spröden Zustand empfängt, und ihn weich, dünn, elastisch und wie Marmor polirt auswirft. Man kann sich von der Kraft dieser Walzwerke eine Vorstellung aus dem Umstande machen, daß sehr oft eine Stahlplatte herausgezogen wird, die vier Mal länger ist, als sie ursprünglich war. Wir folgen dem Metall in den Ausschneideraum, eine lange Gallerie, wo eine Anzahl niedrig gekleideter, hübscher Mädchen reihenweise herumsitzt, jedes vor einem Töne wie eine Uhr von sich gehenden Fallwerk. Der Metallstreifen, noch warm von dem Walzwerk her, wird von den Mädchen der Thätigkeit der vor ihnen befindlichen kontinuierlich betriebenen Durchschnitte unterworfen. So oft der Stempel herabsteigt, werden ein Paar Plättchen von der Gestalt der Federn herausgedrückt, und die Geschicklichkeit der Arbeiterin zeigt sich in der Anzahl derjenigen, die sie aus einem und demselben Metallstreifen herausbekommen kann. Eine flinke Hand ist im Stande, in zehn Stunden über 30.000 Plättchen zu erzeugen. Die Punzen der Durchschnitte sind natürlich an Gestalt verschieden. Eine, in einer Ecke des Zimmers stehende große Kiste enthält Tausende verschiedener Stempel in jeder möglichen Form, um dem Geschmack des Publikums Genüge leisten zu können. Die ausgeschrittenen Stahlbleche werden alle nach Sheffield zurückgesendet um umgegossen zu werden, so daß es keinen Abgang gibt. Das Durchlöchern und Einschligen, sowie das Markiren der Federn wird auf ähnliche Weise von Mädchen vorgenommen, welche mit Stanzmaschinen arbeiten. Der Zweck des Einschlizens ist, die Spitzen weich und biegsam zu machen, und dieß wird auf verschiedene Weise durch runde, ovale, viereckige oder längliche Oeffnungen bewirkt. Um die Plättchen zum Markiren weich zu machen, werden sie im Ofen ausgeglüht, indem sie zuerst in eiserne, hermetisch verschlossene Gefäße gepackt werden, um zu verhindern, daß die zarte Oberfläche und der Rand der Feder durch Drydation oder Abschälung Schaden leide.

Die verschiedenen Marken in dieser Fabrik belaufen sich an Zahl auf mehr als 7000, und bestehen aus Wappen,

Zeichnungen, Namen oder Initialien, je nach der besonderen Liebhaberei der Kunden. Das Hohlbiegen ist nun der nächste Prozeß. Die Federn sind in ihren früheren Stufen ganz flach gewesen, nun aber haben sie eine halbkreisförmige Gestalt anzunehmen dadurch, daß sie mittelst konvexer Werkzeuge in Nuthen gepreßt werden. Da sie noch sehr weich sind, so ist das Härten nothwendig, und dieß wird durch dieselbe Operation bewirkt, wie das Ausglühen, nur mit dem Unterschied, daß beim Herausziehen aus dem Ofen die Federn nicht langsam abkühlen dürfen, sondern plötzlich in ein Becken kalten Oels getaucht werden. Wenn man sie aus diesem Bad herausnimmt, sind sie so hart und spröde wie Glas. Dann kommt das Anlassen. Wie wir in das Zimmer treten, in welchem dieß vorgenommen wird, gewinnt es den Anschein, als ob wir das Getöse eines heftigen Hagelsturmes am Gewölbefenster rasseln hörten. Wir entdeckten bald, daß der Ton von einer Unzahl ungeheurer Weißblechbüchsen herührt, die sich über einem lebhaften Feuer an Achsen drehen. In diesen Büchsen geht die Farbe der gehärteten Federn allmählich aus einem trüben Grau in eine blasse gelbliche Tinte, dann in eine Bronzefarbe und in ein mattes Blau über, welches die passendste Temperatur für das Anlassen der Feder bezeichnet. Nachdem die Federn gut gesäubert sind, werden sie geschliffen. Wenn ihr eine Stahlfeder prüft, so werdet ihr bemerken, daß sie am Rücken, sei's querüber oder der Länge nach, oder beiderweise, nahe an der Mitte und gegen die Spitze hin, geschliffen ist. Dieß ist unbedingt nothwendig, um die gehörige Biegsamkeit sicher zu stellen, und ist eine sehr langsame und kritische Operation. Auf der Behutsamkeit, mit welcher das Schleifen vorgenommen wird, beruht größtentheils die Qualität dieser Ware. Das Spalten geschieht mittelst sehr nützlicher Handpressen, und dann schreitet man zum Proben. An einem langen Tische sitzen mehrere Mädchen, jede mit einem an ihrem rechten Daumen angebundenen flachen Knochenstückchen ausgerüstet und mit einem Haufen Federn vor sich. Die Federn, eine nach der andern mit wundervoller Raschheit ergreifend, drückt der Prober die Spitzen auf das Knochenstück, und liefert in einem Nu den Beweis, ob sie vollkommen oder mangelhaft sind. Dem über sie erlassenen Wahrspruch zu Folge werden sie dem einen oder andern der beiden Körbe überwiesen. Gewöhnlich wird eine Feder verurtheilt, weil sie unregelmäßig gespalten oder durchbohrt ist, und wenn die eine Spitze die andere nur um eine Haaresbreite an Dike übertrifft, wird sie sogleich zurückgeworfen. Nachdem die Feder bronzirt und gefirnißt ist, ist sie verkaufsfähig, und wird entweder in kleine Pappenschachteln verpackt, oder an Karten gesteckt. Ehe indeß diese letzte Stufe erreicht ist, hat die Feder, wie wir gesehen haben, nicht weniger als fünfzehn Prozesse durchgemacht.

Ungefähr 700 Hände werden in dieser Faktorei beständig in Arbeit gehalten, und etwa 187,000,000 Federn jährlich erzeugt. Die meisten der Hände werden bezahlt nach dem Betrag der Arbeit, die sie verrichten. Jedes Mädchen z. B.

erhält bei jedem Korbvoll Federn eine Karte, auf welcher die Menge verzeichnet ist, und wenn sie sich mit dem Markiren, Hohlbiegen oder Spalten, oder was sonst erforderlich ist, beschäftigt hat, wägt der Oberaufseher die Federn, und merkt das Resultat auf der Karte an. Die Löhne werden nach diesen Karten berechnet. Unter den mit diesem Eta- blissement verbundenen wohlthätigen Anstalten ist auch ein Fonds zur Unterstützung der Erkrankten, und ein anderer, zu dem sämtliche Mädchen wöchentlich einige Pence beitragen, wodurch sie dann das Recht erhalten, aus der Lotterie einen Schein für irgend ein Kleidungsstück zu ziehen.

Die Werkzeuge der Vorzeit.

Daß die ägyptischen Handwerker zu Zeiten der Pharaonen nicht minder geschickt waren, als die unsrigen, ja daß diese noch von den Alten in manchen Beziehungen lernen können, das hat die technische Prüfung und Untersuchung der Baudenkmale nachgewiesen. Ausgezeichnet war besonders die Zimmerarbeit. Wenn unsere Tischler zwei Bretter der Länge nach mit einander verbinden wollen, ohne Leim anzuwenden, so bewerkstelligen sie dieß einfach mit runden hölzernen Zapfen, die in die schmalen Flächen der Ränder der zusammenzufügenden Bretter getrieben werden. Die ägyptischen Tischler waren aber damit nicht zufrieden. Sie bedienten sich zu diesem Zwecke flacher breiter Zapfen und trieben dann durch das Brett und den Zapfen verticale runde Stifte, so daß beide Bretter unter keiner Bedingung mehr auseinander gezogen werden konnten. Die Säge, der Meißel, die Art, das Hobelisen und der Bohrer waren den Holzbaukünstlern zu den Zeiten Moses ebenso bekannt, wie das Furnirschneiden und die Schwalbenschwanzverbindung. Es ist wohl kein Zweifel, daß vor 3000 Jahren der Leintopf in den Werkstätten von Memphis und Theben über dem Feuer stand. —

Literatur.

Saat und Frucht, oder Bauersleute und Schifferleute. Erzählung von der Niederelbe, von Heinrich Smidt. Wien und Leipzig bei L. G. Zarnaschy und C. Dittmarsch. 1863.

Wir haben schon öfters bei Besprechung der neuesten Erscheinungen der belletristischen Literatur erwähnt, daß sich die deutschen Roman- und Novellenschriftsteller immer mehr bestreben, die Werke der Engländer und Franzosen zu verdrängen. Zum Theil ist es ihnen auch gelungen; man schätzt und liebt Höfer, Hackländer, Gerstäcker u. mit eben so viel Interesse, als V. Hugo und Thackeray.

Zu den beliebtesten Erzählern der Gegenwart rechnet man auch den Verfasser vorliegender Erzählung; er hat sich besonders durch seine Seenovellen einen Namen gemacht. Auch die oben genannte Erzählung zeichnet sich durch das aus, was namentlich das Interesse des Lesers fesselt: Psychologische Wahrheit in der Zeichnung der Charaktere, spannende Handlung und genaue, treue Schilderung des Schauplatzes. Smidt weiß vortreflich die Färbung und Gestaltung der Landschaft, wo sich seine Erzählung ereignet, wieder zu geben, es ist das ein Vorzug des Realismus, welcher namentlich den Engländern abgelauscht worden ist. Ein tiefer sittlicher Zug geht durch alle seine Novellen, wodurch dieselben an Werth nur gewinnen.